

## **Plötzlich war da dieser Riss**

Der Verwaltungsbeamte Kurt Müller – und wie sein Sohn,  
der Dichter Heiner Müller ihn sah

*Von Kurt Oesterle*

Am Ende seines Lebens hätte Heiner Müller mit seinem Vater gerne ein Totengespräch geführt. Um sich zu entschuldigen. Der Vater war ein Linker gewesen. Der Sohn verstand sich zeitlebens gleichfalls als Linker. Was hatte die beiden dennoch getrennt? Die Antwort: vor allem der Stalinismus der frühen DDR. 1951 floh Kurt Müller in die Bundesrepublik, seine Frau und sein jüngster Sohn folgten ihm. Sohn Heiner blieb im Osten, vollkommen einverstanden mit dem SED-Staat. Von Zeit zu Zeit, auch nach dem Mauerbau, konnte er die Eltern besuchen. Kurt und Ella Müller hatten sich im baden-württembergischen Reutlingen niedergelassen, zuerst zur Untermiete gewohnt, dann ein eigenes Haus gebaut. Heiner Müllers Vater arbeitete anfangs bei einer gemeinnützigen Wohnbaugesellschaft, schließlich beim Regierungspräsidium im nahen Tübingen. Der Sohn konnte in ihm lange nur einen saturierten Beamten sehen. Dabei übersah er in seiner später von ihm selbst beanstandeten „Funktionärshaltung“, welches Drama der Vater durchleiden musste, als er Wiedergutmachung für alle Schäden forderte, die ihm die Nazis zugefügt hatten. Kurt Müller, der Widerstand gegen beide deutsche Diktaturen geleistet hatte, starb am 18. März 1977 mit 74 Jahren. Als Heiner Müllers Mutter Ella Anfang der achtziger Jahre ihr Reutlinger Haus verkaufte und in die DDR zurückging - der jüngere Sohn war schon vorausgegangen - , nahm sie die Urne ihres toten Mannes mit.

Noch im Tod musste er den Vater kritisieren. Als Heiner Müller im Frühjahr 1977 nach Reutlingen kam, um seinem Vater die letzte Ehre zu erweisen, da sah er den bereits Eingesargten so: „Ich kam zu spät, um ihn sterben zu sehen. Sein Gesicht trug einen Ausdruck von Verachtung, wie Macht über Menschen, an Schreibtischen ausgeübt, ihn Gesichtern aufprägt. Oder war im Todeskampf die Ironie, seine Waffe der Ohnmacht gegen die Enttäuschungen seines Lebens in

der Politik, zu der Maske des Hochmuts geronnen, die meine Trauer abwies.“ Sonst weiß er rückblickend nichts von der Beerdigung zu berichten, höchstens dass die Mutter ihm gesagt hatte, auch die VVN, die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes, bei der der Vater Mitglied gewesen war, habe einen Kranz geschickt: ohne Schleife und Absender, um den Ruf der Familie zu schonen. Offen durfte der Tote dagegen von seiner Partei geehrt werden, der SPD, der er seit 1923 angehört hatte und für deren Reutlinger Ortsverein er als Kassierer tätig gewesen war.

Die Erinnerung an die Beerdigung seines Vaters hat Heiner Müller erst fünfzehn Jahre später niedergeschrieben; der Text, der daraus hervorging, wurde aus dem Nachlass veröffentlicht. Erst kurz vor seinem eigenen Tod also ist ihm bewusst geworden, was mit seinem Vater unter den Boden kam: „das Gespenst meiner Kindheit, mit meinen schreckgeweiteten Augen, dem vom Weinen verzogenen Mund, dem gefrorenen Salz meiner Tränen.“ Das klingt nach einem von den Eltern verursachten Kinderleid. Doch Heiner Müller meint es anders. Sein Vater war ihm ein guter Vater gewesen, das wusste er nicht erst im Alter: Die Ballade von den Königskindern ließ er immer gut ausgehen, damit der kleine Heiner nicht weinte. Er sang dem Sohn Lieder vor: „Warum weinst du, arme Seele, / vor der himmlischen Tür?“ Oder machte ihn mit Grimmelshausens „Simplizissimus“ vertraut. Seine illustrierte Casanova-Ausgabe tauschte Kurt Müller bei einem Kollegen gegen Schiller- und Hebbel-Bände ein, von denen er glaubte, dass sie dem Sohn förderlicher seien. In seiner gesprochenen Autobiographie „Krieg ohne Schlacht“ sagt Heiner Müller: „Von da an wollte ich Stücke schreiben. Die Schule konnte mir die Klassiker nicht mehr verderben, weil ich sie schon kannte.“ Verboten war ihm vom Vater nur Edgar Allan Poes „Die Abenteuer des Gordon Pym“, wegen der Kannibalismus-Motive.

Kurt Müller war ein freiheitlicher, antiautoritärer, demokratischer Sozialist. Als sein Sohn Heiner, der Linkshänder, in Vorbereitung auf die Schule notgedrungen das Schreiben mit der rechten Hand lernen musste, besorgte sein Vater ihm einen Lehrer, der es ihm zwanglos beibrachte. Glücksmomente erlebte der Sohn, wenn der Vater ihm erlaubte, „auf einer Terrasse mit Weinlaub“ bei Gesprächen mit Freunden anwesend zu sein. Gespräche, von denen er „nichts verstehen musste“, um zu wissen, dass es gute Gespräche waren. „Du hast Dich vor mir nie auf das Podest des ‚Vaters‘ gestellt“, räumt der Sohn 1952 in einem Brief an den Vater nach Reutlingen ein.

Nein, das ein Vierteljahrhundert später begrabene Kindheits-Gespenst war keine vom Vater erregte Furcht – sondern eher die Furcht um den Vater, die Traumatisierung des Sohnes durch das, was dem Vater angetan worden war.

1933: Der aktive Hitlergegner Kurt Müller wird von Braunhemden im eigenen Haus misshandelt. Er war zu dieser Zeit Mitglied der SAP (Sozialistische Arbeiterpartei), einer linken Abspaltung der SPD, der auch Willy Brandt angehörte. Die SAP-Genossen hatten sich zum bewaffneten Widerstand entschlossen und einen Revolver, der Müllers Vater gehörte, für den Tag X im Wald vergraben. Doch das Versteck wurde preisgegeben, und zwar durch den Lehrer, von dem Heiner Müller das Schreiben mit der rechten Hand gelernt hatte. „Dieser Lehrer war ein etwas weicherer Typ als mein Vater, und sie haben ihn so lange geprügelt, bis er verriet, dass mein Vater einen Revolver hatte.“

Heimlich sieht der vierjährige Heiner zu, wie sein Vater bei der Abholung geschlagen wird. Als der Vater sich noch kurz verabschieden darf, stellt der Sohn sich schlafend, „auch als mein Vater meinen Namen rief“. Noch im selben Jahr besucht er zusammen mit der Mutter den Vater im KZ Sachsenburg (zuerst war Kurt Müller drei Monate in dem SA-Prügelager Plaue in Thüringen eingesperrt gewesen). An einem „Drahtgittertor“ steht man sich gegenüber. Heiner zeigt dem Vater Bilder, die er für ihn gemalt hat, auch Zigarettenbildchen hat er mitgebracht. Der Junge kann nicht verstehen, dass der Vater nicht flieht. Tage später sagt seine Mutter zu ihm, im Schlaf rufe er immer wieder: „Spring doch über den Zaun!“ Daheim im sächsischen Eppendorf ist die Familie geächtet, weil der Vater als Staatsfeind gilt. In der Lokalzeitung war er neben anderen inhaftierten Linken mit geschorenem Kopf im Bild zu sehen gewesen; darunter stand: „Das sind die Bolschewisten, die euren Kindern die Milch und euch eure Frauen wegnehmen wollen.“ Seine Spielkameraden teilen Heiner mit, dass sie nicht mehr mit ihm zusammensein dürfen. In Müllers Autobiographie heißt es: „Auch diese Erfahrung ist eine wichtige Voraussetzung für vieles Spätere. Immer war ich isoliert, von der Außenwelt getrennt durch mindestens eine Sichtblende.“

Eine zweite Demütigung kommt noch hinzu, ausgerechnet durch einen der wenigen Eppendorfer, der sich bereit fand, den Müllers zu helfen: einen Fabrikanten, der Heiner während der KZ-Haft des Vaters einen „Freitisch“ bot, ohne zu ahnen, dass der Junge es als „ungeheure Erniedrigung empfand, dort am Tisch zu sitzen, sich durchfüttern zu lassen“. Zurückblickend glaubt Heiner Müller, dass so „ein Hasspotenzial, ein Rachebedürfnis“ in ihm entstanden sei.

In seiner Autobiographie überliefert er auch folgende Anekdote: Der Lagerkommandant fragte seinen Vater, der durch sein schwarzes Haar auffiel, beim Appell: „Jude?“ Mein Vater antwortete: ‚Nein, nicht dass ich wüßte.‘ – ‚Dann hat sich deine Mutter von Juden ficken lassen.‘ Die Mutter meines Vaters war eine glühende Nationalsozialistin und verehrte Hitler. Die Geschichte von dem Appell hat er ihr natürlich erzählt, mit großer Schadenfreude.“

Die Heimkehr des Vaters verlief so: Da der Staat ihm zur Auflage machte, seinen Heimatort Eppendorf nicht wieder zu betreten, gingen Heiner Müller und sei-

ne Mutter ihm entgegen, um ihm am Dorfausgang einen Wintermantel zu übergeben. „Schnee fiel, wir winkten ihm nach, bis er ein Punkt im Schneetreiben war“, heißt es im nachgelassenen Prosatext aus den neunziger Jahren. Im benachbarten Bräunsdorf durfte der Vater sich niederlassen, im wenig geräumigen Haus seiner Eltern, in das der Sohn und die Ehefrau bald nachzogen.

Nach seiner Entlassung aus dem KZ war Kurt Müller mehrere Jahre arbeitslos, erst 1938 sollte er wieder eine langfristige Anstellung finden, als Betriebsprüfer für die Landkrankenkasse im mecklenburgischen Waren. Den gelernten Verwaltungsfachmann, der in kommunalen Einrichtungen der Weimarer Republik seinen Beruf erlernt hatte und 1931 Beamter auf Lebenszeit geworden war, hatte im Frühjahr 1933 das Nazi-Gesetz „zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ getroffen, mit dem Juden, Republikaner und Linke zu Abertausenden aus dem Staatsdienst gedrängt worden waren. Er hatte zuvor einige Jahre auf dem Rathaus in Eppendorf (5000 Einwohner) gearbeitet. Jetzt blieb ihm nur, den Bauern der Umgebung für Naturalien amtlichen Rat zu erteilen. So steuerte der Vater seinen Teil zum Überleben der Familie bei, während die Mutter als Näherin in einer Fabrik arbeitete. Die Zeit, die dem arbeitslosen Kurt Müller blieb, nützte er zum juristischen Selbststudium sowie zur Lektüre vor allem philosophischer Werke. Sein Sohn Heiner konnte den ganzen Tag um ihn sein und freute sich, an den intellektuellen Ausflügen des Vaters teilzunehmen. „Das Bedürfnis, alles zu wissen, alles zu kennen, war sehr ausgeprägt bei ihm, und ich war sein einziger Gesprächspartner.“

In tiefer gesellschaftlicher Ächtung halten die Müllers zusammen. Ihr Heim ist ihnen „Festung“, wie der Sohn es später ausdrücken sollte. Das Schutzgefühl hält an bis Ende 1935, als Heiner von der Schule heimkommt und einen Aufsatz über „Die Straßen des Führers“ schreiben muss. Der Beste erhalte eine Prämie, teilt er mit. Er erhält sie, doch um welchen Preis: Sein Vater hatte ihm, in der Hoffnung endlich wieder Arbeit zu finden, einen hitlerfreundlichen Satz in die Feder diktiert. „Dieser Satz löste bei mir den Verratsschock aus“, weiß der Sohn später zu berichten. „Ich war so erzogen, dass ich wusste, draußen ist der Feind, die Nazis sind der Feind, die ganze äußere Welt ist feindlich. Zuhause halten wir zusammen. Plötzlich war da dieser Riss.“

Beim Erstellen seines mündlichen Lebensberichts „Krieg ohne Schlacht, in der auch diese Geschichte mitgeteilt wird, fiel den Fragestellern die Qual auf, mit der Heiner Müller über seinen Vater redete. Danach gefragt, antwortete er: „So etwas entsteht sicher aus einem Überdruck an Erfahrungen, die so schockhaft sind, dass man sie nicht ohne Störungen verarbeiten kann. Also entwickelt man Verdrängungsapparate. Es ist schon so, nach der ersten Trennung von meinem Vater war er in gewisser Weise für mich ein Untoter, als er aus dem KZ zurückkam.“ Einer der „Verdrängungsapparate“ dürfte bewirkt haben, dass Heiner Mül-

ler seine Traumatisierungen politisiert hat. Das kann ihm endgültig aber erst gelungen sein, als sein Vater mit der DDR brach und, dem Rat eines alten Gefährten aus der Vorkriegs-Arbeiterbewegung folgend, in die Bundesrepublik zog, nach Reutlingen.

Kurt Müller war gegen die Vereinigung von SPD und KPD zur staatstragenden „Sozialistischen Einheitspartei“ gewesen, und er hatte seine Abneigung gegen die „Zwangsvereinigung“ nicht verborgen. Trotzdem war er bereit gewesen, sich dem neuen Staat als Verwaltungsfachmann zur Verfügung zu stellen, etwa als stellvertretender Landrat in Waren / Müritz. Auch der SED hatte er sich gegen alle inneren Widerstände nicht verweigert, war am 1. Mai 1946 zu deren Warener Kreis- und Ortsgruppenvorsitzenden gewählt worden, in den mecklenburgischen Landespartei Vorstand aufgestiegen und hätte im Herbst 1947 sogar das Amt des Landessekretärs für Kultur und Universitäten antreten können – wenn auch nicht ganz freiwillig, sondern wie in allen anderen Fällen unter dem Druck der sowjetischen Stadtkommandantur. Es scheint, als habe Heiner Müllers Vater in der Politik moderierend, humanisierend wirken wollen, doch er musste wohl feststellen, dass er immer tiefer in die revolutionäre Gewaltpolitik des ostdeutschen Staats hineingerissen wurde, bis an die Grenze des Unerträglichen.

Diese Grenze scheint allmählich erreicht gewesen zu sein, als Kurt Müller auf Wunsch einiger Genossen, mit denen er im KZ gewesen war, Bürgermeister der kleinen sächsischen Industriestadt Frankenberg (16000 Einwohner) wurde. In seiner Autobiographie berichtet der Sohn: „Meine Mutter erzählte, dass die Russen meinen Vater vom Fußballspiel abgeholt haben, um ihn zu verhören und zu bedrohen. Ich kann mich da an nichts erinnern. Zudem war da das Problem, dass ich viel mehr als mein Vater mit dem, was da passierte, zum Beispiel Enteignungen, konform war. Ich fand das in Ordnung. Ich habe mich viel mehr damit identifiziert, als mein Vater das konnte. Er kriegte als Bürgermeister immer Besuch von weinenden Frauen ... Ich war grundsätzlich für jede Enteignung. Ich wäre auch für die Enteignung des Totengräbers gewesen. Ich hatte eine rachsüchtige, linkssektiererische Einstellung zu dem Ganzen ... Ich bin überhaupt, glaube ich, ein sehr rachsüchtiger Mensch. Das könnte auch der Grund gewesen sein, weswegen mein Vater mit mir über viele Dinge, die ihn quälten, nicht im Detail gesprochen hat. Ich habe mit meinem Vater damals über Dinge jenseits der Politik, über Philosophie und Literatur gesprochen. Zum Beispiel weiß ich nichts über tote Folteropfer im Keller eines von Russen besetzten Gebäudes, die mein Vater als Bürgermeister beseitigen sollte. Mein Bruder erinnert sich daran genau. Da bin ich mir selbst gegenüber etwas misstrauisch.“

Als der Vater in den Westen flieht, erfährt Sohn Heiner erst davon, als alles vorbei ist; man scheint ihm in der eigenen Familie nicht recht getraut zu haben. Alle Härten der Diktatur fand er legitim; in seiner Selbstbiographie nennt er dafür

sonderbarerweise keinen politischen, sondern einen persönlichen Grund: weil es sich um eine Diktatur handelte „gegen die Leute, die meine Kindheit beschädigt hatten“. Von seinen Eltern hingegen nahm Kurt Müller ausgiebig Abschied. Zur Begründung seines Weggangs soll er ihnen gesagt haben: „Ich habe eine unheilbare Krankheit – Sozialdemokratismus!“

Als der Vater in den Westen gegangen war, fand der Sohn Gelegenheit, den Abstand zu ihm zu vergrößern, ja zu verabsolutieren. Die Flucht des Vaters scheint den Sohn endgültig ins Recht gesetzt zu haben. Der „Riss“, der nach Heiner Müllers Empfinden während der Nazi-Zeit zwischen ihm und seinem Vater Kurt entstanden war, dehnte sich zum Abgrund, zumindest politisch. In der schärfsten Abrechnung, der Erzählung „Der Vater“ (geschrieben 1958, ediert jedoch erst 1977, im Todesjahr des Vaters) heißt es in eisiger Lakonie: „Er fand seinen Frieden in einer badischen Kleinstadt, Renten auszahlend an Arbeitermörder und die Witwen von Arbeitermördern.“ Mag „badisch“ den württembergischen Reutlingern schmeicheln, die Behauptung vom gefundenen Frieden ist reine Abwehr und gleicht einem ideologisch instrumentierten Verdrängungsversuch.

Erstaunlich auch, dass Heiner Müller bereits im Jahr 1958 derart konkret von der Arbeit seines Vaters im Westen wusste. Kurt Müller trat seinen Dienst beim Tübinger Regierungspräsidium nämlich erst am 2. Januar 1959 an und betreute dort im „Geschäftsteil D Wehrmachtsversorgung“ laut Personalakte „die Versorgungsempfänger aus der früheren kaiserlichen Armee“; möglicherweise hat die Behörde ihm, dem einstigen Nazi-Gegner, die Betreuung von Besorgungsempfängern aus der Hitler-Wehrmacht taktvoll erspart, wie ein ehemaliger Behördenleiter vermutet.

Was die Übernahme des Vaters ins Beamtenverhältnis bedeutete, konnte Sohn Heiner in seiner Proletarierseligkeit kaum ermessen. Doch wer Kurt Müllers Personalakte liest, begreift es sofort: Von den Nazis 1933 aus dem Staatsdienst vertrieben, beantragte Müller in den fünfziger Jahren, in seine Rechte als Beamter wieder eingesetzt zu werden. Das war im Rahmen der Wiedergutmachung durchaus vorgesehen. Nur dass Kurt Müller der Ansicht war, er hätte bei Nichtentlassung und friedlicheren Geschichtsverläufen mittlerweile einen Rang im gehobenen Dienst erreicht – was der Staat anders beurteilte. Mehr als zehn Jahre lang betrieb Müller die Wiederherstellung seiner beruflichen Rechte und Ehren, bevor er Mitte der Sechziger endlich in den gehobenen Dienst gelangte. In seinem bittersten Brief an den baden-württembergischen Finanzminister, der seinen Aufstieg am wirkungsvollsten blockierte, schreibt er: „Es bedarf wohl kaum eines Beweises, dass die alten NS-Beamten in der Bundesrepublik wieder in den Besitz aller Beamtenrechte gelangt sind.“ Der Gerechtigkeit halber muss hinzugefügt werden, dass Kurt Müller aus dem Landesinnenministerium sowie vom damaligen

Tübinger Regierungspräsidenten Willi Birn Unterstützung erhielt. Viele achteten den Mann, der gegen zwei Diktaturen Widerstand geleistet hatte.

1966 wurde der Regierungsoberinspektor Kurt Müller durch einen Schlaganfall dienstunfähig, ein Jahr darauf in den Ruhestand versetzt. Von den Folgen der Krankheit, einer Lähmung, erholte er sich nicht mehr – man kann es seiner Handschrift ablesen. Zum Abschied forderten seine Kollegen aus dem Referat Versorgungswesen ihn auf, sich etwas zu wünschen. Der 63-Jährige schrieb zurück, seine Kollegen möchten bitte unter drei Dingen auswählen: „1.) eine Mappe od. einen Band mit Bildern oder Kupferstichen von Tübingen, 2.) ein Zinnservice (Teller, Leuchter, Krug), 3.) eine vollständige Taschenbuchausgabe (DTV) von Marcel Proust ‚Auf der Suche nach der verlorenen Zeit‘. – Die Reihenfolge hat nichts zu bedeuten.“

### **Nebentext:**

## **Grenze zu – Wunde offen**

Heiner Müllers frühes Gedicht „Der Vater“

1

Ein toter Vater wäre vielleicht  
Ein besserer Vater gewesen. Am besten  
Ist ein totgeborener Vater.  
Immer neu wächst Gras über die Grenze.  
Das Gras muss ausgerissen werden  
Wieder und wieder das über die Grenze wächst.

2

Ich wünschte mein Vater wäre ein Hai gewesen  
Der vierzig Walfänger zerrissen hätte  
(Und ich hätte schwimmen gelernt in ihrem Blut)  
Meine Mutter ein Blauwal mein Name Lautréamont  
Gestorben in Paris  
1871 unbekannt

Ein Sohn richtet seinen Vater. Das gab es häufig im zwanzigsten Jahrhundert, einem Jahrhundert der Zerwürfnisse zwischen den Generationen. Meistens kam es dabei zu hasserfüllten, lautstarken Abrechnungen. Oft auch zu endgültigen Brüchen.

In Heiner Müllers frühem Gedicht geht es leiser zu. Der Druck, unter dem der Sohn steht, zeigt sich vorerst nur an seiner gedrängten, fast gepressten Sprache. Die Schuld des Vaters wird nicht benannt, die Anklage des Sohnes bleibt undeutlich. Anscheinend war sein Vater ihm zu zahm. Er hätte wilder ausfallen dürfen, ein bissiger Meeresräuber aus der Fauna Bertolt Brechts, der in ungewöhnlicher Paarung mit einem Walweib einen Sohn vom Schlage des französischen Dichters Comte de Lautréamont zeugt, und das soll heißen: einen großen Asozialen, dem alles erlaubt ist, grausame Phantasien wie dem Sänger Maldoror („Die Gesänge des Maldoror“, so heißt das Hauptwerk dieses französischen Dichters, der von 1847 bis 1870 lebte), und hemmungslose Taten.

Doch Heiner Müllers Gedicht ist nicht nur eine vage Vaternord-Träumerei, sondern eine rabiat ehrliche, die eigene Amoralität kühl ausstellende Antwort auf einen selbst erlebten Konflikt. Müller schrieb es, kaum 25-jährig, Anfang der fünfziger Jahre, nachdem sein Vater aus der DDR in den Westen gegangen war. Kurt Müller entkam so in letzter Minute seiner Verhaftung. Er, ein alter Sozialdemokrat, hatte sich gegen die Vereinigung von SPD und KPD zur SED gewehrt und Härten bei der Enteignung von Grund und Boden offen missbilligt. Sohn Heiner, der freiwillig in der DDR blieb, richtete seinen Vater 1958 in einer gleichnamigen Erzählung noch einmal. Diesmal warf er ihm - konkreter werdend als im Gedicht - vor, er sei aus dem Osten fortgegangen, „um sich herauszuhalten aus dem Krieg der Klassen“.

In Wirklichkeit aber war der Vater für den Sohn wohl eher ein sehr realer Alptraum: die Inkarnation der deutschen Teilung und ein lebendes Symbol jenes demokratischen Sozialismus, den sich die DDR frühzeitig exorzierte.

Doch es mag da noch einen tieferen Grund für die Verstoßung des Vaters gegeben haben. 1933 war Kurt Müller vor den Augen des Sohnes von SA-Leuten zusammengeschlagen und in ein KZ verschleppt worden. Als er ein Jahr darauf wieder freikam, schien der Vater für den Sohn fortan nur noch ein „Untoter“ zu sein, wie es sechs Jahrzehnte später in dessen Autobiographie heißt.

In seinem Jugendgedicht hat er es noch unverbrämter ausgedrückt. Willkommen wäre ihm ein toter Vater gewesen, und damit kann nur gemeint sein: erschlagen als politischer Häftling und ein mythischer Held des Antifaschismus, dessen Glanz auch auf den Sprössling fällt.

Statt dessen erfreut der inzwischen auch noch rundlich gewordene Vater sich seines Lebens, zur Schande des Sohns im kapitalistischen Westdeutschland. Darum gilt es, die Grenze zwischen Sohn und Vater, Ost und West, Kommunismus und Kapitalismus, mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten. Das „Gras“ der Liebe, des familiären Zusammengehörigkeitsgefühls, darf niemals darüber wachsen. Die Trennung muss Bestand haben, der Klassenkampf behält das letzte Wort. Grenze zu – Wunde offen. Der Sohn ermahnt sich zur Ablehnung eines Vaters, nach dem



die 68er im Westen, rebellierend gegen Väter mit ganz anderer Geschichte, sich die Finger geleckert hätten.

Er zieht es vor, im Kielwasser von Haien zu schwimmen, die zu ungeheuren Zielen aufgebrochen sind. Der demokratisch-skrupulöse Vater muss durch totalitär-skrupellose Parteinahme übertrumpft werden. Was dabei herauskommt, ist Selbstaufgabe. So kann es kein Zufall sein, dass Heiner Müller zur selben Zeit im Gedicht Stalin zujubelt: „Wir glaubten ihnen, / wie wir vielleicht uns selbst noch nie geglaubt.“ Als dieses Ersatz-Väterchen schließlich auch entzaubert ist, erklärt Müller seine politischen Vorlieben flugs zum mütterlichen Erbteil. Lautréamont: doch nur ein Muttersöhnchen mit Gewaltphantasien?

Nach dem Tod des Vaters könnte dem Sohn etwas Ähnliches bewusst geworden sein. So hat er um 1990 für seine Autobiographie auch die folgenden Sätze formuliert, die er aus der Druckfassung allerdings wieder herausgestrichen hat (sein Biograph Jan-Christoph Hauschild überliefert sie dennoch): Nach der Entlassung aus dem KZ war sein Vater für ihn „tot, jedenfalls tot als Gottes Stellvertreter. Von da kommt sicher auch ein so ambivalentes Verhältnis zur Macht, die Suche nach einer Macht, die Suche nach Antwort und nach dem Konflikt mit ihr ... Eigentlich ist der Vater ja die höchste Macht, und wenn die nicht mehr im Amt ist, verleugnet man sie. Man sucht den Vater dann woanders.“

## **Dokumente und Quellen:**

Die hier präsentierte Lebensgeschichte von Kurt Müller (1903 - 1977), dem Vater des Dichters und Dramatikers Heiner Müller, konnte aus mehreren Quellen erschlossen werden: zuerst Müllers Personalakte beim Tübinger Regierungspräsidium, die der Autor mit Erlaubnis der Behörde freundlicherweise einsehen durfte. Dr. Max Gögler, Regierungspräsident a.D., sei gedankt, weil er beim Verständnis der amtlichen Dokumente half.

Wichtige Ergänzungen zu Kurt Müllers Lebenslauf waren in Jan-Christoph Hauschild's Biographie Heiner Müllers (2001) zu entdecken. Müller senior ist durch das Werk seines Sohnes längst Literaturgeschichte geworden. Ausführlich äußert sich Heiner Müller über seinen Vater in der mündlich erzählten Autobiographie „Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen“ (1992).

In den ersten beiden Bänden der Heiner-Müller-Gesamtausgabe fanden sich weitere für diese Dokumentation unentbehrliche Vater-Texte, einmal das Gedicht „Der Vater“ (Werke 1, Die Gedichte, 1998), dann die bekanntere Erzählung „Der Vater“ (Werke 2, Die Prosa, 1999). Im selben Band ist außerdem ein aus dem Nachlass stammendes Fragment (titellos, S. 177 ff.) abgedruckt, das in den beiden letzten Lebensjahren des Schriftstellers - er starb 1995 - entstand.

Auch in Müllers letztem Theaterstück, „Germania 3, Gespenster am Toten Mann“, tritt Vater Müller zusammen mit seinem Sohn noch einmal schattenhaft in Erscheinung, in einer Reihe mit namhaften Tätern und Opfern der Politik des zwanzigsten Jahrhunderts. Für sie alle spricht der Kosmonaut Jurij Gagarin unfreiwillig das grandiose Schlußwort: „DUNKEL GENOSSEN IST DER WELTRAUM / SEHR DUNKEL.“

### **Texte zu den Fotos**

- Familie am Tisch: Die Müllers um 1940 in Waren / Müritz
  
- Paar im Grünen: Kurt und Ella Müller in den fünfziger Jahren in Reutlingen. –  
Quelle für beide Bilder: Jan-Christoph Hauschilds Heiner-Müller-Biographie, die bei „Aufbau“ erschienen ist.
  
- Das Passfoto von Kurt Müller entstammt seiner Personalakte beim Tübinger Regierungspräsidium und zeigt ihn im Alter von 55 Jahren.